

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 89 (1963)
Heft: 25

Artikel: Mister President
Autor: Herdi, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-502584>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

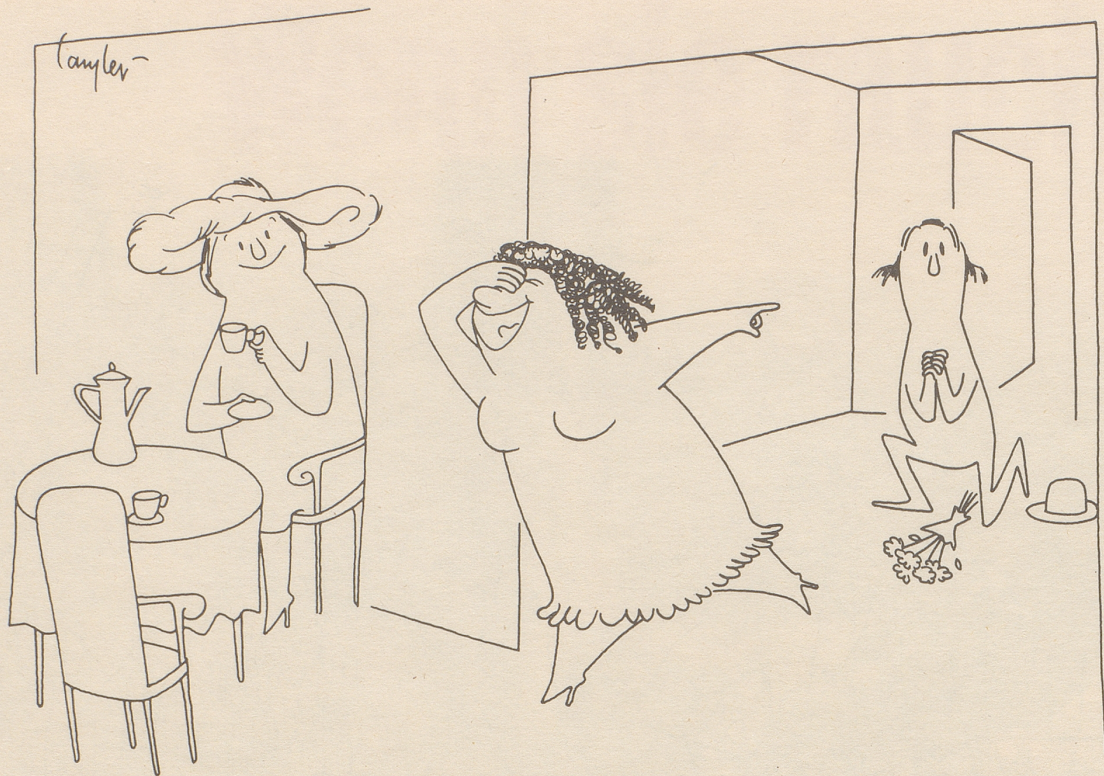
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Fritz Herdi:

Mister President

Vor der Kubakrise mehrten sich die kritischen Stimmen gegen den amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy, der übrigens kürzlich der Uraufführung eines neuen Musicals von Irving Berlin, «Mister President», beigewohnt hat. Den einen war er zu jung, den anderen zu wenig aggressiv, den dritten ließ er sich zu oft im Badeanzug photographieren, den vierten paßte es nicht, daß seine Frau echten Schmuck trägt, während sich ihre Vorgängerinnen Eleanor Roosevelt, Mamie Eisenhower und Betsy Truman oft mit Perlen aus Glas und Broschen aus Blech begnügten. Hässliche Witzchen zirkulierten. Jenes vom Schaukelstuhl etwa, der symbolisch sei für Kennedys Regierung: er bewege sich, aber man gelange nirgendshin. Jenes vom amerikanischen Bürger, der wegen «antiamerikanischer Umtriebe» vorgeladen worden sei und gesagt habe, von antiamerikanischen Umtrieben könne nicht die Rede sein; er habe bloß geäußert, hoffentlich werde Kennedy noch einmal gewählt.

Hier muß man daran erinnern, daß auch andere Präsidenten von allen Seiten benagt worden sind. Ken-

nedys Vorgänger Eisenhower hat Unglaubliches einstecken müssen. Er interessierte sich mehr für Golf als für sein Präsidentenamt. Stevenson hänselte seinerzeit: er sei überzeugt, Kennedy wisse, daß die amerikanische Präsidentschaft ein Tagewerk von 18 Stunden, nicht ein Tagewerk von 18 Löchern Golf sei. Später stellte es sich freilich heraus, daß auch Kennedy gern und oft Golf spielt.

Und wer über Eisenhower spottete, vergaß, daß viele seinen Vorgänger einen whiskytrinkenden Kurzwarenhändler genannt hatten, daß Vizepräsident Nixon seinerzeit überdies formulierte: «Wenn Eisenhower so viel Zeit für sein Golfspiel aufwenden würde, wie Truman für sein Pokerspiel, dann könnte er heute den Meistergolfer Ben Hogan schlagen.» Lincoln wurde als Diktator gebrandmarkt, Teddy Roosevelt als Cowboy. Das alles ist möglich in einem Lande, das, wie Truman einmal sagte, einen Helden liebt und dabei oft auf Zahnpastareklame hereinfällt.

Als Kennedy Präsident geworden war, ließ er sich bald zu den bisherigen Telefonen auf seinem

Schreibtisch noch ein weiteres montieren, durch welches er, ohne die Zentrale bemühen zu müssen, direkt sprechen und die verschiedenen Amtsstellen anrufen konnte. Anfänglich kam es zwar vor, daß die Gegenseite auf die Meldung «Hier spricht der Präsident» etwa so reagierte: «Soso? in diesem Falle spricht hier Chruschtschow.»

Von seinem ersten Präsidenten, George Washington, erfährt der Amerikaner zuerst einmal die berühmte Schulbuchgeschichte, die seit über 200 Jahren im Volke lebendig ist: George hatte zum sechsten Geburtstag eine Axt bekommen, und damit fuhrwerkte er ein bißchen im Garten herum, wobei er unglücklicherweise auch einem schönen Kirschbaum den Garaus machte. Der Vater suchte nach dem Täter, ging schließlich zu George, und dieser sagte: «Vater, ich kann dich nicht anlügen. Ich hab's getan mit meiner Axt.»

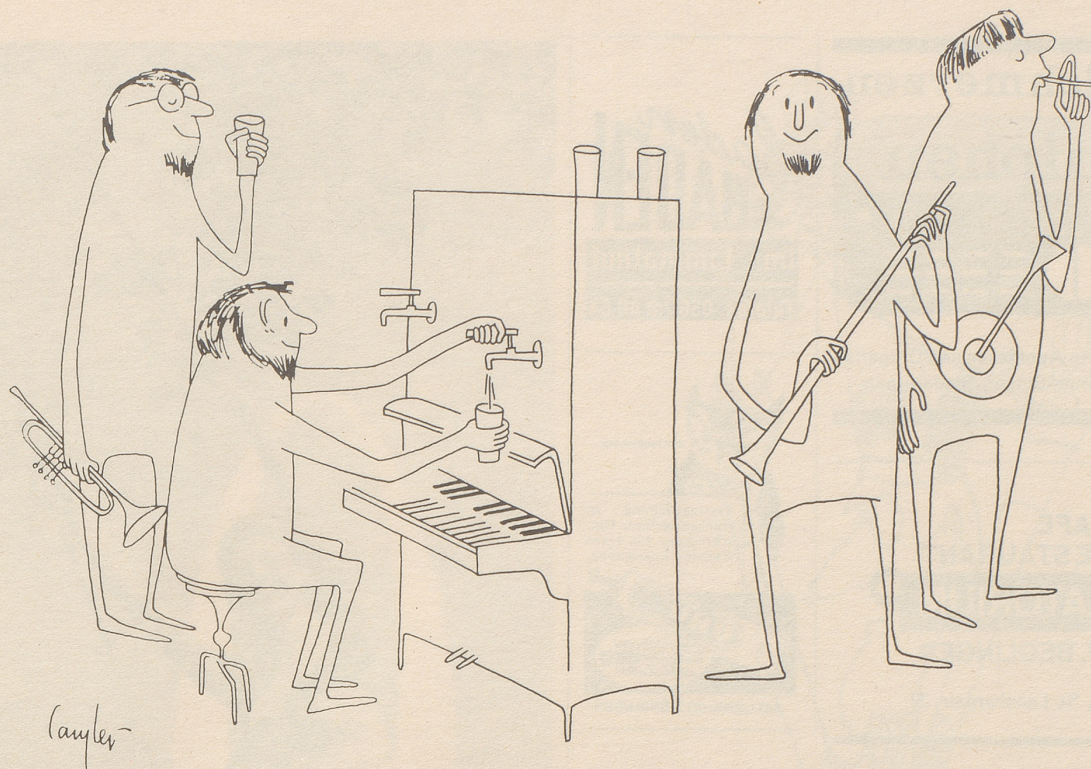
Oscar Wilde, boshaft wie immer, behauptet, Amerikas roher Handelsgeist, materialistisches Denken, Gleichgültigkeit gegen die poetische Seite der Dinge, Mangel an Vorstellungskraft und hohen unerreichbaren Idealen seien dem Umstand zu verdanken, daß es zu seinem Nationalhelden einen Mann gemacht habe, der nach eigenem Bekenntnis außerstande war, eine Lüge zu sagen: «Es ist nicht zuviel ge-

sagt, daß die Geschichte von Washington und dem Kirschbaum in kürzerer Zeit mehr Unheil angerichtet hat als irgendeine andere moralische Geschichte in der Weltliteratur.»

Neben dem Präsidenten führt der Vizepräsident der Vereinigten Staaten eine Art Schattendasein. Benjamin Franklin nannte den Vize «Seine überflüssige Exzellenz», Vizepräsident Marshall aus Indiana meinte, Indiana habe «mehr erstklassige zweitrangige Männer» hervorgebracht als jeder andere Bundesstaat. Und ein amerikanischer Witz behauptet, zwei junge Bürschen seien von zu Hause ausgerissen, und danach hätte man von ihnen nie wieder etwas gehört: der eine sei Seemann geworden, der andere amerikanischer Vizepräsident.

Immerhin haben es die zwei Vizepräsidenten John Adams und Thomas Jefferson zum Präsidentenamt gebracht; bei Vize Nixon allerdings hieß es: Nix, Sohn!

Ex-Präsident Eisenhower besuchte im Sommer 1962 Schweden und wurde selbstverständlich von Journalisten wegen seiner Sprüche angebohrt, wonach Schweden die höchste Selbstmordziffer habe, unter Alkoholisismus und unter Mangel an Ehrgeiz infolge der sozialen Wohlfahrt leide. Eisenhower: «Be-



vor sich jemand dazu äußern kann, möchte ich darauf aufmerksam machen, daß ich vor zwei Jahren nur das behauptet habe, was ich in amerikanischen Magazinen gelesen hatte. Seither sind viele Freunde von mir in Schweden gewesen und haben mir versichert, daß ich im Irrtum sei. Ich bitte um Entschuldigung.» Und als er nachher auf einem geborgenen Kriegsschiff fuhr und entdeckte, daß der hölzerne Schiffslöwe seine Zunge verloren hatte, meinte er: «Vielleicht wäre es besser, wenn auch einige von uns keine Zunge hätten.»

Harry Truman mit 75 Jahren in einem Vortrag in der Columbia-Universität über die Präsidentschaft und die großen Männer, welche Präsidenten gewesen sind: «Ich gehörte nicht zu den großen – aber ich hatte Spaß beim Versuch, groß zu sein.»

Woodrow Wilson kehrte 1912 als frischgebackener Präsident der Staaten in seinen Geburtsort Staunton zurück, wo er mit Triumph empfangen wurde. Er besuchte seine alte Tante Jani, die überaus schwerhörig war, und krächte in ihr Hörrohr: «Ich bin soeben Präsident geworden.» «Was sagst du?» «Ich bin soeben Präsident geworden.» «Präsident von was?» «Präsident der Vereinigten Staaten.»

Da wurde Tante Jani böse und sagte: «Sei doch nicht albern!» Und ließ ihn stehen.

An der Beerdigung Eduards des Siebenten in London nahmen unter anderen Roosevelt und Kaiser Wilhelm der Zweite teil.

«Ich erwarte Sie nachher auf zwei Uhr», sagte Kaiser Wilhelm zu Roosevelt, «allerdings habe ich bloß eine Stunde Zeit für Sie.»

«Abgemacht», erwiderte Roosevelt, «punkt zwei Uhr. Allerdings kann ich Ihnen bloß zwanzig Minuten reservieren.»

Als Innenminister Udall sich der Tochter des pakistanischen Präsidenten gegenüber in geographischen Belangen die Blöße gab, Peschawar in Afghanistan zu vermuten, beschwerte sich diese bei Kennedy über Udalls geographische Lücken. «Darum ist er auch bloß Innenminister geworden», besänftigte Kennedy.

De Gaulle in Amerika: «Das einzige, was ich gern aus Amerika mitgenommen hätte, ist Madame Kennedy.»

Nach dem Sturze des Chefberaters Sherman Adams witzelte man, Eisenhower müsse jetzt selber die Regierung übernehmen.

Im September 1962 ist ein ehemaliger amerikanischer Sklave, Robert Nicholls, im Alter von 115 Jahren gestorben. Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß Abraham Lincoln am 22. September 1862 die Aufhebung der Sklaverei proklamierte, die am 1. Januar 1863 in Kraft trat. Lincoln war eben von einer Versammlung zurückgekehrt und hatte zahllose Hände schütteln müssen, bevor ihm das Dokument zum Unterschreiben vorgelegt wurde. Und er sagte zum Sekretär: «Ich unterschreibe später. Ich habe Schmerzen im Arm vom Händeschütteln. Wenn die Leute meine zittrige Unterschrift sehen würden, könnten sie glauben, ich hätte selber Angst gehabt, diese Proklamation zu unterschreiben.»

Als Woodrow Wilson über Land fuhr, entdeckte ein ihn begleitender Agent vom Geheimdienst ein Bürschchen, das dem Präsidenten die Zunge herausstreckte. Er wollte anhalten lassen und den Frechling zurechtweisen, aber Wilson wehrte ab: «Wir sind schon quitt, ich habe ihm nämlich auch die Zunge herausgestreckt.»

Kennedy ist nicht nur Präsident, sondern Anführer des sogenannten Kennedy-Clans, einer Familiengruppe, die mitunter fast dampfwalzenartig einen Pfad weitet.

«Wenn Jack (wie John F. damals noch genannt wurde) ins Weiße Haus kommt», sagte Adlai Stevenson, «macht er Bobby zum Generalstaatsanwalt, Teddy kommt in den Kongreß, Schwager Sarge Shriver wird vermutlich Gouverneur von Illinois. Die große Frage ist bloß: wo bringen sie Peter Lawford unter?» Lawford ist mit einer Schwester von Jacqueline Kennedy verheiratet.

Eines von den Witzchen über den Einfluß der Familie: «Kennedys Töchterchen Caroline ist ganz gewiß ein entzückendes Kind, aber wir sollten sie nie wieder eine Invasion in Kuba planen lassen.»

Lincoln war nicht gerade glücklich verheiratet, und Nachbarn wollen gesehen haben, daß seine Gattin ihm mitunter mit einem Kartoffelstoßer oder einem Küchenmesser bis auf die Straße hinaus nachrannte. Mit seinem ältesten Sohne Robert, der 1926 gestorben ist, verstand er sich nie überaus gut, beschrieb den jungen Robert schon als «voller Unfug und Ausgelassenheit» und setzte mißbilligend hinzu: «Ich fürchte manchmal, er ist von der frühreifen Sorte, die mit fünf Jahren tüchtiger ist als je danach.» Sohn Robert ist nachher immerhin Kriegsminister, Gesandter in England und schließlich Präsident der Pullman-Company geworden.